In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 22. Posen, den 26. Januar 1929. 3. Jahrg.

Zwei Saltzenbrod.

Roman von Karl Hans Strobl.

(20. Fortsetzung.)

Wenn die ehrbaren und gestandenen Männer des Dorfes diesem Landfahrenden über das Mittagsläuten hinaus ihre Aufmerksamkeit schenkten, so mußte das, was er zu erzählen hatte, schon etwas sein, was sich anzuhören lohnte. Und wirklich, er sprach über nichts Geringeres als über den Krieg und was sich eben auf der anderen Seite von Böhmen am Fuße des Gebirges zugetragen hatte, und man konnte daraus entnehmen, daß es sich wirklich so verhielt, wie das Gerücht besagte. Die Oesterreicher waren von den Preußen geschlagen worden, und wenn man dem Landstreicher glauben durfte, so blieb dem Feldzeugmeister Benedek nichts anderes übrig, als ein schleuniger Rückzug. Es war nur erstaunlich, wie der fremde Mann das alles so genau wissen konnte, und daß er die Kämpfe beschrieb, geradeso als sei er Augenzeuge gewesen.

Das war auch der Einwand, zu dem sich der Lehrer Hopfenblatt endlich aufraffte, um der allgemeinen Bestürzung ein wenig zu steuern: ob denn der Erzähler dabei gewesen sei?

Da mußte aber der Mann lachen, nein, dabei gewesen war er wohl freilich nicht, aber er, der Besserl, hatte damals in Italien mitgefochten, und wer Magenta und Solferino mitgemacht hatte, der konnte sich schon unschwer vorstellen, wie es da drüben bei Nachod und Trautenau zugegangen sein mochte. Wenn man diesem Mann übrigens zuhörte, so kam man bald dahinter, welch ein Unglück es war, daß der Feldzeugmeister Benedek nicht ihn zum Ratgeber genommen hatte. Er wußte ganz genau, wie es hätte gemacht werden müssen, um die Preußen nicht übers Gebirge zu lassen, und damit man ein ganz klares Bild von der Sache bekomme, hatte er die Kreide des Wirtes ergriffen und zeichnete auf die Tischplatte die Orte und die Engpässe auf, um die es sich handelte, und die dicken Striche waren der preußische Kronprinz, und da der Gablenz und so der Steinmetz und so der Festetics. Es war eine etwas wildwuchernde Geographie und Strategie, aber im Augenblick wußte es niemand besser, und als der Besserl allen die Ueberzeugung eingeprägt hatte, was für ein genialer General an ihm den Oesterreichern verlorengegangen war, zog er die Mütze und bat die Anwesenden um eine kleine Wegzehrung für einen alten Soldaten.

Damit war die Aufmerksamkeit vom Krieg weg auf seine Person gelenkt, und während die kleinen Münzen in die Mütze tröpfelten, fragte der Briefträger Aschenbrenner, wohin denn der Besserl auf dem Weg sei. Ach, meinte der Besserl, indem er seufzend den geringen Ertrag seiner Unternehmung beschaute, der Weg sei ein wenig weit, er müsse halt nach Mexiko.

Das gab allen einen Ruck, daß sie da einen Mann unter sich hatten, der nach Mexiko wollte, und da wußten alle sogleich, daß das irgendwie mit dem Kaiser Maximilian zusammenhing. Es war wirklich so, der Mann gehörte zu den österreichischen Freiwilligen, die vor zwei Jahren mit dem Bruder des Kaisers übers Meer gegangen waren, um ihm dort drüben seinen recht unsicheren Thron zu stützen. Der Besserl hatte vor einigen Monaten Urlaub nehmen müssen, um daheim nach der Erbschaft zu sehen, die ihm sein Vater hinterlassen hatte. Aber die Erbschaft war fort, von einer habgierigen Schwester beiseite gebracht, und nun kehrte er wieder zu seinem Kaiser zurück, um ihm die Treue zu halten.

Ja, es stand nicht gut um die Sache Maximilians, die Mexikaner wollten nichts von ihm wissen, und die Franzosen waren ein wortbrüchiges Gesindel, das den Kaiser, den sie hinübergelockt hatten, im Stiche ließ. Um so fester mußten seine Landsleute zu ihm stehen, und überdies hatte Besserl es der Kaiserin Charlotte in die Hand versprochen, daß er auf ihren Max aufpassen würde. Es war nur leider auch mit dem Kaiser Max wieder so wie mit dem Benedek, daß er andere Ratgeber hatte, die den Besserl nicht aufkommen lassen wollten. Sein Wort sei jedoch einmal verpfändet, und da müsse er nun zurück, möge es da drüben ausgehen wie es wolle.

Der Mexikaner schien gar nicht zu wissen, welcher Glorienschein sich damit um ihn auszubreiten begann, aber die Männer sahen ihn und empfanden die Verpflichtung, sich seiner kräftiger anzunehmen, als sie es bis jetzt getan hatten. Zur Vorsicht ließ sich der Lehrer Hopfenblatt den Paß des Wanderers nach Mexiko zeigen, aber als sie sich überzeugt hatten, daß alles stimmte, griffen sie zum zweitenmal in die Tasche, und der Aschenbrenner gab das Zeichen dazu, denn er als ehemaliger Briefträger mußte wohl am besten wissen, wieweit es nach diesem verflixten Mexiko sei.

Der Reisepfennig war aber wohl noch immer nicht reichlich genug, denn als der Besserl zum zweitenmal in die Mütze schaute, blieb seine Miene so wehmütig wie zuvor.

Plötzlich sagte der Saltzenbrodsche Knecht Rudolf mit seiner heiseren Stimme: „Wenn du in Italien dabei gewesen bist, so hast du ja einen Kriegskameraden hier, der wird dir sicher so viel Geld geben, daß du ein gutes Stück weiterkommst."

Ja, jetzt erinnerten sich plötzlich alle, der Justus, der Justus würde gewiß gern dem Mann nach Kräften helfen, daß er wieder zu seinem Kaiser gelangte.

Auch der Besserl hatte aufgehorcht, wer denn dieser Kriegskamerad sei, fragte er.

Der Justus Saltzenbrod sei es, sagten sie ihm.

Mit einem nachdenklichen Gesicht wiederholte der Mexikaner den Namen, fragte nach dem Regiment, dem Justus angehört hatte, bei Gott, das war wirklich sein eigenes gewesen, angestrengtes Nachdenken furchte sein braunes Gesicht, dann fuhr ein Strahl der Erleuchtung einher, aber gleich darauf machte er wieder eine Miene des Bedauerns: ach ja, nun entsann er sich, der Justus Saltzenbrod, gewiß, der arme Kerl . . .

„Nun, nun," meinte der Oberförster, „mit dem braucht niemand Mitleid zu haben, der sitzt ganz warm in der Wolle. Das Geschäft geht recht gut, und heuer will er ein paar Felder zukaufen. Wenn er's so weiter-

treibt, so ist er in zehn Jahern der reichste Mann im Dorf."

Geld sei auch nicht alles, entgegnete der Mexikaner und kein Reichtum der Welt ersetze einem ein abgeschossenes Bein. Wenn ihm auch das verdammte gelbe Fieber eine kleine Lähmung zurückgelassen habe, so sei es ihm doch lieber, ein steifes rechtes Bein zu haben, als gar keines wie der Justus.

Nun mußten sie aber alle lachen, da habe sich der Besserl gründlich geschnitten, der Justus Saltzenbrod laufe ebenso auf seinen zwei Beinen herum, wie sie alle.

Noch einmal zog der Mexikaner die Stirn nachdenklich in Falten. „Wie ist denn das möglich?" sagte er bestimmt, „dem Justus ist doch bei Solferino das Bein weggerissen worden. Wir sind doch im selben Spital gelegen, ich hab' ihn noch mit seinem Stumpf im Garten sitzen gesehen."

Das mußten sie aber besser wissen als dieser Landstürzer, und wenn er zehnmal Justus' Kriegskamerad gewesen war. Besserl sah sich beargwöhnt, den Männern irgendeinen blauen Dunst vorgemacht zu haben, und fühlte sich in die Verteidigung gedrängt. Es war nötig, sie von der Wahrheit seiner Worte zu überzeugen, und nun holte sein heftig arbeitendes Gedächtnis Zug um Zug vom Bild des einstigen Kameraden hervor, es stimmten alle so ziemlich bis auf die eine entscheidende Abweichung, daß Justus eben seine beiden gesunden Beine hatte.

Auf einmal stand der Knollmeyer, der bisher abseits gesessen hatte und sich um das Gespräch gar nicht zu kümmern schien, mitten unter den Männern. „Wozu reden wir da herum?" sagte er, „am einfachsten ist es, wenn der Besserl mit mir zum Saltzenbrod geht und sich ihn anschaut, ob das sein Justus ist oder nicht."

Das war wohl wirklich am einfachsten, und sie wären gewiß alle gern mitgegangen, um bei dem Wiedersehen zwischen den zwei alten Kriegskameraden dabei zu sein, aber nun kam ihnen erst zum Bewußtsein, wie sträflich weit die Mittagsstunde überschritten war und daß sie jetzt schleunigst zur Suppenschüssel einrücken müßten.

So war es also der Knollmeyer allein. der den Mexikaner zum Saltzenbrodschen Hof geleitete, und nur der Rudolf torkelte noch hinterdrein, vor sich hinmurmelnd und mit den Händen in der Luft fuchtelnd. Der Knollmeyer aber führte den Fremden nicht, wie zu erwarten gewesen war, geradewegs zum Haus oder beim Hoftor hinein. sondern hinten herum über die Wiesen zum Gartenzaun.

Es war so, wie er gedacht hatte, der Justus hatte bereits zu Mittag gegessen und wirtschaftete schon wieder im Garten herum, er hatte an verschiedenen Stellen Löcher in den Boden gegraben und schien nun im Begriff, mit einer Latte irgend etwas auszumessen. Von der Stelle, wo die beiden hinter dem Zaun standen, konnten sie den Garten gut übersehen, und es war kein Zweifel darüber möglich, daß der Mann dort drinnen im unverkümmerten Besitz seiner beiden Beine sei.

„Weiß Gott," murmelte Besserl, „dem fehlt wirklich nichts an seinem Untergestell."

„Na, ist das Justus oder nicht?" fragte Knollmeyer scharf und eindringlich.

„Ja, das ist doch nicht möglich," sagte der Mexikaner ganz verwirrt, „daß es der Justus ist, den ich meine... obzwar doch wieder..."

Ob er beschwören könne, daß es der Justus sei oder daß er es nicht sei, bedrängte Knollmeyer den Mann.

Nein, beschwören könne er gar nichts, weder das noch jenes. Es sei wohl am besten, meinte Knollmeyer, wenn sich der Besserl diesen Justus aus der Nähe ansehe. Er möge nur in das Haus hineingehen und sich bei Frau Rina melden, daß sie ihn zu ihrem Mann führe, aber er solle nichts davon sagen, daß ihn Knollmeyer hierher gebracht habe; er hätte am heutigen Vormittag einen kleinen Streit mit Justus gehabt, und da sei es am besten, wenn er aus dem Spiel bleibe, damit nicht etwa der Zehrpfennig, den der Besserl von Justus erhoffte, darunter leide.

Der Mexikaner sagte sein Vergelt's Gott und stelzte am Gartenzaun entlang dem Feldweg zu, Knollmeyer aber blieb auf seinem Lauerposten zurück.

Er brauchte gar nicht lange zu warten, da sah er Rina mit dem Landstürzer in den Garten kommen und auf Justus zugehen, gefolgt von Schuftl, der seine Nase an Besserls Fersen hielt, um gleich bei der Hand zu sein, wenn dem Fremden etwas Ungehöriges einfiele. Justus, der eben mit der Latte die Tiefe einer seiner Gruben maß, drehte sich um, als ihn Rina anrief:

Der Mexikaner war zwei Schritte von Justus stehengeblieben und sah ihn unverwandt an.

„Ein Kriegskamerad von dir ist da, Justus!" sagte Rina.

So genau auch Knollmeyer aufpaßte, er konnte nichts weiter bemerken, als ein leises Beben der Latte, die Justus in der Hand hielt. Schon aber hatte sie Justus auf den Rasen gelegt und fragte zögernd: „Ein Kriegskamerad?"

„Ja, ja!" bestätigte jetzt Besserl, „es hat uns beide bei Solferino erwischt. Weißt du noch, wir waren im selben Spital, ich hab' ein zerschmettertes Schlüsselbein gehabt und du den schweren Schuß im Schenkel Besserl heiß ich."

„Ja, freilich, freilich, der Besserl!" sagte Justus mit einem fahlen, mühsamen Lächeln.

Jetzt sah Knollmeyer Rina an, sie hielt den Blick angstvoll auf Justus' Gesicht geheftet, und ihre Finger waren ineinander verklammert, so fest, daß die Knöchel ganz weiß wurden. Knollmeyer erriet, daß sie in einer fürchterlichen Unruhe war, o, ihm entging nichts, er hatte sich auf den Boden gehockt, nur ein paar Schritte von den Leuten im Garten, und eine Lücke im Gesträuch gestattete ihm, alles zu sehen. Es war ihm gewiß, daß sich Justus in einer schweren Verlegenheit befand, und wenn sich auch Knollmeyer noch nicht im klaren war, wie alles dies zu deuten sei, so sagte ihm sein Haß, daß Justus den Boden unter sich wanken fühle. Hier bereitete sich etwas vor, das Knollmeyers Sache nur Vorteil bringen konnte, wenn nicht noch mehr: Vernichtung seines Bedrängers.

Er wartete jetzt nur auf den Augenblick, da Besserl von dem Bein zu sprechen beginnen würde, das Justus eigentlich zu fehlen hätte.

Besserl aber sagte nichts dergleichen. Er hatte eine überaus vergnügte harmlose Miene aufgesetzt und meinte: „Es hat damals mit deinem Schenkelschuß recht schlimm ausgesehen, und ich glaube sogar, daß die Aerzte davon gesprochen haben, dir das Bein abzunehmen. Nun, ich freue mich, daß es so gut abgelaufen ist. Wenn man eine so hübsche Frau hat wie du und eine solche große Wirtschaft, dann sind zwei Beine gewiß nicht zuviel"

Besserl hatte sich genug in der Welt umgesehen, um bei sich zu denken, daß es unter Umständen besser ist, manche Dinge, um die man weiß, zu verschweigen als von ihnen zu sprechen. Wenn er vorhin Knollmeyer gesagt hatte, er könne es nicht beschwören, ob es Justus sei oder nicht, so hatte er sich damit nicht an die Wahrheit gehalten. Er wußte es sogleich beim ersten Blick, daß dieser Mann, so sehr er sonst Justus glich, den ihm seine Erinnerung nun wieder völlig lebendig gemacht hatte, sich doch von diesem dadurch unterschied, daß er eben das Bein besaß, das dem anderen fehlte. Aber was ging es ihn an, ob der Justus, den er da vor sich hatte, der richtige war oder ein anderer? Wie es sich damit auch verhielt, sein Ahnungsvermögen sagte ihm, daß sich eine kluge Zurückhaltung besser bezahlt machen würde als ungeschicktes Dareintappen.

Rina aber konnte sich nicht enthalten zu fragen: „Und warum weiß ich von alledem nichts? Warum hast du mir niemals etwas davon gesagt?"

(Fortsetzung folgt.)

Künstliches Tageslicht.

Neue Wege der Beleuchtungstechnik.

Von Ing. S. Bernauer.

Die moderne Beleuchtungstechnik sieht ihre Aufgabe nicht nur darin, auf billige und praktische Weise überhaupt Licht zu schaffen, sondern bemüht sich auch, das Licht den feineren Anforderungen, die vom Verbraucher gestellt werden, anzupassen. Nicht die Helligkeit allein macht es, auch die Art des Lichtes muß berücksichtigt werden. Es ist klar, daß das Tageslicht ein absolutes Ideal darstellt, und es hat nicht an Versuchen gefehlt, Lichtquellen zu schaffen, die als „künstliches Tageslicht" angesprochen werden sollten, Versuche, die mehr oder weniger zu recht erfreulichen Resultaten geführt haben. Ueber die Vorteile des Tageslichtes braucht nicht viel gesagt zu werden. Das menschliche Auge ist von Natur aus dem von der Sonne verbreiteten Licht angepaßt, und dementsprechend gibt es im allgemeinen selbstverständlich vom gesundheitlichen Standpunkt aus kein besseres Licht als das natürliche Tageslicht. Darüber hinaus spielt dieses Problem aber auch z. B. in bezug auf die Farben eine wesentliche Rolle. Es ist bekannt, daß z. B. viele Stoffe bei gewöhnlicher künstlicher Beleuchtung sich dem menschlichen Auge in einer anderen Farbe darbieten, als sie es bei Tage tun. Auch die Pigmentierung der menschlichen Haut ist diesem Einfluß der künstlichen Beleuchtung unterworfen, und die mondäne Dame wird je nachdem, ob sie sich für den Tag oder den Abend zurechtmacht, zu ganz verschiedenen Kosmetika greifen.

Kein Zweifel also, daß die Erzeugung von künstlichem Licht, das in jeder Weise dem des Tages gleicht, in vielfacher Hinsicht ein sehr interessantes und wichtiges Problem darstellt. Die neuzeitliche Lichttechnik hat gerade in jüngster Zeit wieder hier einen Apparat geschaffen, der sicherlich einen erheblichen Fortschritt darstellt. Es handelt sich dabei um einen neuen Apparat zur Erzeugung von künstlichem Tageslicht.

In der gesamten Beleuchtungstechnik ist es mit allen nur denkbaren Hilfsmitteln bisher nicht gelungen, unter Berücksichtigung der normalen Beleuchtungskörper eine Lichtquelle zu schaffen, die ein dem Tageslicht in der Strahlenzusammensetzung gleichwertiges Licht gibt. Die verschiedenen auf dem Markt befindlichen Tages-Lichtlampen, besondere Lichtfilter usw. ermöglichen zwar eine ziemlich starke Angleichung, reichen indessen vielfach keineswegs als vollgültiger Ersatz aus. Es ist jedoch durch einen vor einiger Zeit herausgebrachten Tageslicht-Apparat, der auf dem Prinzip des Moorelichtes beruht, gelungen, eine Lichtquelle herzustellen, die eine dem Tageslicht in spektraler Zusammensetzung gleichwertige Wirkung aufweist und demnach die natürliche Farbe in keiner Weise mehr verändert.

Dieser Tageslicht-Apparat hat sich in kurzer Zeit in zahlreichen Zweigen der Industrie als völlig unentbehrlich erwiesen, da er bei gleichmäßig bleibender Lichtintensivität völlig unabhängig von Tageszeiten, Arbeitsplätzen und künstlicher Beleuchtung eine durchaus einwandfreie Farbenunterscheidung in jeder Beziehung ermöglicht. Er findet besonders Verwendung in Spinnereien und Webereien sowie hauptsächlich in Färbereien. Auch in der Papierfabrikation und vor allem in der gesamten Konfektion wird mit großem Erfolg Gebrauch von dieser Lichtquelle gemacht, da diese hier eine genaue Ausmusterung sowie einen Einkauf von farbigen Stoffen und die damit verbundene Farbenunterscheidung ohne Rücksicht auf die Tageszeit bzw. die übrige Beleuchtung ermöglicht.

Der Tageslicht-Apparat enthält ein Rohrsystem von etwa 5 Metern Länge, das entsprechend dem Prinzip der Geißlerschen Röhren arbeitet. Es besteht aus evakuierten und mit Kohlensäure gefüllten Leuchtröhren, an deren beiden Enden Elektroden eingeschweißt sind. Zwischen diesen erfolgen durch hochgespannten Wechselstrom dauernd elektrische Entladungen, die ein dem Tageslicht entsprechendes diffuses und blendungsfreies Licht abgeben. Von Zeit zu Zeit ist während des Betriebes eine Nachfüllung des Rohrsystems erforderlich, da sich das Vakuum der Röhren unter dem Einfluß des elektrischen Stromes nicht dauernd in der notwendigen Höhe erhalten läßt. Diese Nachfüllung geschieht durch einen im Apparat untergebrachten Gasentwickler mittels eines besonderen Vakuum-Reglers. Die Lebensdauer des Apparates ist außerordentlich lang, da lediglich der Gasentwickler, in dem Salzsäure mit Marmor zur Bildung der erforderlichen Kohlensäure in Verbindung gebracht wird, von Zeit zu Zeit ausgewechselt werden muß. Diese Maßnahmen können ohne besondere Schwierigkeiten jederzeit an Ort und Stelle getroffen werden.

Der Apparat besteht aus zwei Teilen, dem oben angeordneten Lichtfenster mit dem Rohrsystem und dem Unterteil, in dem für die Bedienung erforderliche Schalter sowie der zur Hochspannungserzeugung vorgesehene Transformator nebst Drosselspule untergebracht sind. Die beiden Teile werden am Ausstellungsort übereinandergesetzt und dann festmontiert. Mit Rücksicht auf die im Betrieb auftretende Hochspannung ist der Apparat unbedingt vorschriftsmäßig zu erden.

Für den Betrieb ist normaler Wechselstrom erforderlich, der nötigenfalls aus Gleichstrom umgeformt werden muß.

Es ist ferner zweckmäßig, einen besonderen Stromregler einzubauen, der die Apparatur bei etwaigen Spannungsschwankungen vor Ueberspeisung des Rohrsystems und dem dadurch hervorgerufenen Flackern des Lichtes schützt.

Der Stromverbrauch beträgt nur 1 Kilowatt, so daß die Betriebskosten des Apparates überaus niedrig sind.

Der Tageslicht-Apparat bietet also eine wertvolle Ergänzung der Hilfsmittel auf dem Gebiet der modernen Lichttechnik.

Was ist Blaugas?

Man hat nach der Amerikafahrt des Zeppelin wenig von dem Erfolg des für den Motorenantrieb benutzten Gases gehört. Es scheint sich zwar bewährt zu haben, aber offenbar sind noch weitere Versuche bis zur Vervollkommnung notwendig.

Bereits im Jahre 1905 hatte ein deutscher Chemiker das nach ihm benannte Blaugas erfunden, das für den Gasantrieb der Luftschiffe eine geradezu ideale Lösung zu sein schien. In seiner Gewinnung geht man von den schweren, für Beleuchtungszwecke nicht mehr verwendbaren Destillation des Erdöls, dem sogenannten Gasöl, aus. Wird dieses Oel in Retorten, die man auf etwa 700 Grad erhitzt hat, durch feine Drüsen eingespritzt, so findet eine Zersetzung des Gasöls statt unter Bildung gasförmiger Kohlenwasserstoffe. Das auf diese Weise erzeugte Blaugas passiert, ähnlich wie das Leuchtgas aus Steinkohlen, eine Teervorlage, Kühl-, Wasch- und Reinigungsapparate und wird dann unter Druck in einem Gasbehälter gesammelt. Das Blaugas besitzt etwa das gleiche spezifische Gewicht wie die Luft und ist mit einem Energiegehalt von 15 000 Kalorien den flüssigen Brennstoffen wie Benzin oder Benzol weit überlegen.

Die Oelgaserzeugung ist in ihrem Prinzip weit älter, als allgemein angenommen wird. 1828 finden wir schon eine Oelgasfabrik in Frankfurt a. M.; jedoch gelangte das Oelgas nie zu einer allgemeinen Anwendung. Trotzdem es das Steinkohlen-Leuchtgas in der Leuchtkraft um mehr als das Dreifache übertrifft, wurde es von dem aus Steinkohlen gewonnenen Leuchtgas ganz in den Hintergrund gedrängt. Nur zur Beleuchtung der Eisenbahnwagen erfreute sich ein Oelgas von ähnlicher Zusammensetzung wie das Blaugas einer beschränkten Verwendung.

Die Gaszellen des Luftschiffes werden nun zu etwa ⅔ mit Wasserstoff als Traggas und zu etwa ⅓ mit Blaugas als Triebgas gefüllt. Aus den Triebgaszellen saugen die Motoren das Blaugas an. In dem Maße, wie das Triebgas verbrennt, werden die entleerten Zellen mit Luft gefüllt. Da (wie bereits oben bemerkt) Blaugas und Luft ungefähr das gleiche spezifische Gewicht besitzen, ist es nicht mehr nötig, daß man wie früher beträchtliche Wasserstoffmengen ablassen muß, um den Auftrieb des Luftschiffes auszugleichen. Erwähnenswert dürfte noch sein, daß der Antrieb des „Graf Zeppelin" durch fünf Maybach-Motoren von je 550 PS geschieht, die zusammen so viel leisten, wie zwei schwere D-Zug-Lokomotiven.

Wenn auch das Gemisch von Blaugas und Luft unter bestimmten Bedingungen explosibel ist, so wird doch durch eine besondere Konstruktion der Triebgaszellen dafür Sorge getragen, daß jegliche Explosionsgefahr ausgeschaltet ist. Die Probefahrten und die vollbrachte Ozeanüberquerung des „Graf Zeppelin" haben bewiesen, daß der Verwendung des Blaugases keinerlei Bedenken entgegenstehen und daß das Blaugas den flüssigen Triebstoffen gegenüber Vorteile besitzt, die es voraussichtlich zum Zukunfts-Treibmittel für Luftschiffe machen werden, um so mehr, als seine Herstellung fast allerorts durchgeführt werden kann.

Der Kakteenbazillus.

Kakteen sind die große Mode, das Entzücken der Londoner Damenwelt, aber nicht minder Lieblinge des starken Geschlechtes. Eine interessante Gerichtsentscheidung, die bevorsteht, gibt einer gewissen Spezis dieser stachligen Fremdlinge eine sensationelle Bedeutung.

Es handelt sich um den Echinus Williamsie, den sogenannten Peyotl, eine gestielte grüne Knolle mit Warzen, die hoch in den mexikanischen Bergen an unzugänglichen Orten wächst und von den Medizinmännern einiger Indianerstämme gesammelt wird.

Aus dem Peyotl wird ein berauschender Trank gebraut, der in verschiedenen Gegenden Mexikos viel getrunken wird. Die Kaktee gilt als heilig, sie wird unter gewissen Beschwörungen und Zeremonien gepflückt. Sie versetzt in Ekstasen, die die Wirkungen aller Rauschgifte übertreffe soll: einer Tanzekstase folgt ein Schlaf mit blühenden Visionen. In den U. S. A. ist die Einfuhr seit Jahr und Tag verboten.

Die Einfuhrfrage dieses „Teufelskaktus" nach Frankreich wird dieser Tage handelsgerichtlich geregelt werden, und man glaubt, daß auch die Einfuhr nach England verboten werden wird, da andere Rauschgifte wie Kokain, Haschisch, Heroin und Opium ja ebenfalls strengster Kontrolle unterliegen.

Ein weiblicher Pechvogel.

Eine Witwe, eine Holländerin, wurde vom Gericht in Antwerpen zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt, weil sie eine Person mißhandelt und das Waffengesetz übertreten hatte. Die Folge ihrer Verurteilung war, daß sie von der Verwaltungsbehörde des Landes verwiesen und nach Holland abgeschoben wurde, noch bevor sie ihre Strafe angetreten hatte. Nach Holland heimgekehrt, wollte sie einen Gasthof übernehmen, aber als der Notariatsakt unterschrieben werden sollte, tauchte der holländische Fiskus auf und erklärte: „Sie dürfen hier kein Geschäft übernehmen, solange Sie nicht regelrecht angemeldet sind." Also begab sich die Frau ins Rathaus, um sich zu melden. Dort wurde ihr jedoch erklärt: „Madame, Sie existieren nicht für uns. Wir können Ihre Anmeldung solange nicht entgegennehmen, als Sie nicht Ihre Abmeldung in dem Ort, aus dem Sie kommen, vorweisen." Die Witwe schrieb sofort an die Gemeindeverwaltung in Deurne bei Antwerpen, wo sie früher gewohnt hatte, und ersuchte um Bestätigung ihrer Abmeldung. Doch so einfach war die Sache nicht zu machen. Man antwortete ihr: „Das Gesetz verbietet uns, jemanden, der seinen Steuerrückstand nicht bezahlt hat, in unseren Registern zu löschen." Da wurde es der unglücklichen Witwe zu dumm. Sie fuhr nach Deurne, um den Steuerrückstand zu begleichen, aber sie hatte nicht mit der Polizei gerechnet. Kaum erschien sie in Deurne, so stand schon ein Polizist vor ihr und verkündete feierlich: „Madame, Sie sind landesverwiesen und dürfen daher hierher nicht zurückkommen. Sie sind wegen verbotener Rückkehr verhaftet." So kam die arme Frau wieder vors Gericht, vor dem dieser Tage die Verhandlung stattfand. Die Witwe erhielt zu den sechs Monaten Gefängnis, die sie absitzen muß, noch vierzehn Tage.

Etwas über das Alter des Fingerhutes.

Die Holländer behaupten, daß die Erfindung des Fingerhutes einem ihrer Landsleute, dem Amsterdamer Goldschmied Niclas van Beschooten, zu verdanken sei. Er habe im Jahre 1684 einer von ihm verehrten Dame den bisher unbekannten Gegenstand mit der Bitte überreicht, ihn als Beweis ihrer Huld zum Schutze ihrer zarten Finger von ihm als Geschenk anzunehmen. Ob nun diese Geschichte wahr sein mag oder nicht, jedenfalls bleibt das Verdienst der Holländer um die Verbesserung und Vereinfachung der Herstellungsart der Fingerhüte unbestreitbar, vor allem aber erwies sich die Erfindung einer Maschine zum Pressen der Fingerhüte durch Bernd van der Becke zu Sundwig von großem Wert für die gesamte Fingerhutindustrie.

Festgestellt muß aber werden, daß in Deutschland der Gebrauch der Fingerhüte offenbar schon weit länger bekannt war als in den Niederlanden. Schon Ende des zwölften Jahrhunderts muß dieser Schutzgegenstand fleißiger Frauenfinger bekannt gewesen sein, dichtet doch schon Walther von der Vogelweide ein „Fingerhutlied":. Eine alte Nürnberger Chronik berichtet, daß im Jahre 1330 eingewanderte Frankfurter Handwerker in Nürnberg kleine Hüte zum Schutze der Finger beim Nähen in den Handel brachten. In einem 1350 von einer „gelehrten Frau" verfaßten Wörterbuch alltäglicher Gebrauchsgegenstände ist der Fingerhut ebenfalls anzutreffen, und Hans Sachs, der Nürnberger Altmeister, setzt seine Muse zu Ehren des Fingerhutes in Bewegung. Im 14. und 15. Jahrhundert war die Herstellung der Fingerhüte zu einem weitverbreiteten Handwerkszweig in Deutschland geworden, der sich allgemeinen Ansehens erfreute, was auch das Ehrengeschenk, das die Nürnberger Schneiderzunft im Jahre 1586 in Gestalt eines prachtvollen Postales, der die Form eines Fingerhutes aufwies, beweist.

Komik des Findens.

An jedem Tag, den Gott werden läßt, erhält das Britische Museum in London von allen Plätzen der Welt Briefe, in denen ihm seltene oder kostbare Objekte angeboten werden, Pakete, die Bücher, Geldstücke, Knochen, tausend verschiedene Dinge enthalten, geschickt von Personen, die sich einbilden, einen wichtigen Fund oder eine weltbewegende Entdeckung gemacht zu haben. All das wird gewissenhaft untersucht. Es ist klar, daß solch ein täglicher Eingang einen Wust von völlig wertlosen Dingen enthält. Gelegentlich aber entdeckt man darunter tatsächlich das eine oder andere seltene oder sonstwie interessante Objekt.

Täglich treffen ganz moderne Geldstücke ein, die ein wenig oxydierten, ebenso Nadeln und Eisen- oder Bronzeteile, von denen die Einsender mit rührender Naivität annehmen, daß es sich zumindest um keltische oder römische Reliquien handle.

Eines Tages erhielt das Museum gar einen „fossilen Magen". Das Objekt hatte tatsächlich die Form eines Wiederkäuermagens. Als man es aber des Näheren besah und vor allem die obere umhüllende Schicht herunterkratzte, stellte sich der „wichtige" Fund als eine alte Blase heraus, die irgendein Schlachter einmal in eine Grube Kalk geworfen hatte.

Um so größer war die Ueberraschung, die eine an sich völlig wertlose alte Geldkassette bot. Als man sie vorsichtig öffnete, fand man in ihr ein Goldstück griechischen Ursprungs, von dem die wissenschaftliche Welt bisher nur ein einziges Exemplar kannte.

Auf ähnliche Art kam das Museum zu einem äußerst seltenen schwarzen Schmetterling, den zwei Schüler eingesandt hatten. Derart vervollständigt das Institut täglich seine an sich schon überaus reichliche Sammlung alter römischer Münzen, von denen die meisten von Landleuten geschickt wurden, die sie auf ihren Aeckern fanden.

Aus aller Welt.

Der Kampf um das Handtuch. In Sibirien wirft die Vergangenheit ihre Schatten. Eine tausendköpfige Schar von Knaben und Mädchen, Kinder einer in wirren Kriegs- und Bürgerkriegsjahren erschossenen oder verhungerten Elterngeneration, strolcht in den Städten umher. Man hat es öffentlich ausgesprochen: Was soll aus ihnen werden? Entweder ein zukünftiges Geschlecht von Raubmördern, oder es müssen in kürzester Frist Heime für sie geschaffen werden. Damit hat man den Anfang gemacht. Es ist ein Kampf ums Handtuch und ums Alphabet, der hier geführt wird. Denn von beiden wissen die Kinder nichts. Das ganze Schulwesen ist noch im Anfang. Es gibt nicht genug Lehrer und nicht genug Geld im Lande. Fast immer, wenn wir in ein Dorf kamen, in dem gerade die mächtigen Baumstämme zur Errichtung eines neuen Hauses zusammengetragen wurden, handelte es sich um den Bau einer Schule. Unter dem Volk der schlitzäugigen Oiroten, das heute Autonomie besitzt, leben kaum zwei Dutzend gebildeter Menschen. Auf ihren Schultern ruht die ganze Verantwortung. Mit diesem ausführlichen Bericht beginnt Kurt Lubinski in der neuesten Nummer (Nr. 4) des „Illustrierten Blattes", Frankfurt a. M., seine reichbebilderte Aufsatzreihe „Sibirische Eindrücke". Das gleiche Heft behandelt in Bilderartikeln weiterhin die Themen „Ticks kleiner und großer Leute", „Opfer der Großstadt", „Peking—London direkt", „China in Berlin", „Erfolg der Aehnlichkeit" und „Vierzig Tage Karneval". Hans Jannasch, der 24 Jahre in Abessinien als Militärinstruktor unter Kaiser Menelik gelebt hat, berichtet unter dem Titel „Gift" über die Anklage, die beim Völkerbund gegen den vor kurzem gekrönten Negus Tafari erhoben worden ist. Das Heft ist vom Anfang der Woche an zu haben.

Verschwundene Inseln. Eine norwegische Expedition weilt gegenwärtig auf einer Erkundungsfahrt in antarktischen Regionen. Diese Expedition berichtet, daß sie weder die Thompson-Insel noch die Chemniefl-Insel an den Stellen gefunden habe, die von ihren englischen Entdeckern angegeben worden sind. Die Expedition hat eine Woche lang an der angegebenen Stelle gekreuzt, ohne eine Spur von den Inseln finden zu können. Die Thompson-Insel wurde 1825 von dem englischen Kapitän Norris entdeckt und 1893 von dem amerikanischen Kapitän Fuller neuerdings gesichtet.

Das höchste Postamt der Welt. Das Postamt von Phari-Jong in Tibet, das genau 3877 Meter hoch liegt und einen regelmäßigen Dienst versieht, dürfte wohl das höchstgelegene Büro dieser Art auf dem Erdenrund sein. Wie man weiß, ist die Hauptstadt von Tibet, das heilige und geheimnisvolle Lhassa, vor einigen Jahren auf Befehl des Dalai Lama, der ein sehr modern denkender und dem Fortschritt nicht abgeneigter Herr ist, durch eine Telegraphenlinie mit Indien verbunden worden. Die Isolierung, in der sich Tibet, dieser eigentümliche Priesterstaat auf dem Dach der Welt, während der vergangenen Jahrhunderte befunden hat, ist durch den Draht aufgehoben, der durch das gigantische Gebirgsmassiv und die Schluchten des Himalaya die Außenwelt mit den buddhistischen Klosterfestungen verbindet.

Neue Werke bekannter Autoren. Das Liegnitzer Stadttheater hat die Tragödie „Hermann" von Otto Ernst Hesse zur Uraufführung erworben. — Felix Salten hat ein neues Stück „Dreiunddreißig" vollendet, das jetzt an die Bühnen verschickt worden ist.

Thomas Mann über Theodor Fontane. Thomas Mann hat die Einleitung zu einer sechsbändigen Ausgabe der ausgewählten Werke Fontanes geschrieben, die der Verlag Reclam vorbereitet. Man darf gespannt sein, welche Stellung der bedeutendste deutsche Prosadichter der Gegenwart zu seinem großen Vorläufer einnimmt, dessen Geisteshaltung und Stil ja in vieler Beziehung der Art Thomas Manns ähnelt. Die Ausgabe enthält eine Auswahl der Gedichte Fontanes und die wichtigsten großen Romane.

Fröhliche Ecke.

Die ältere Dame sah mit Entsetzen, wie ein dreizehnjähriger Junge auf der Straße eine Zigarette rauchte.

„Weiß dein Vater auch, daß du rauchst?"

Der Junge starrte sie mit offenem Munde an. Dann nahm er noch ein paar Züge von seiner Zigarette und schielte nach ihrem Trauring.

„Sind Sie verheiratet, ja?"

„Ja, warum fragst du das?"

„Weiß Ihr Mann auch, daß Sie fremde Herren auf der Straße ansprechen?"

*

„Sie wollen also meine Tochter aus Liebe heiraten?"

„Jawohl, Herr Direktor!"

„Das ist sehr gut, denn ich habe eben Konkurs angemeldet."

*

„Ferner möchte ich im Testament noch festlegen, Herr Notar, daß bei meinem Begräbnis eine Musikkapelle drei Lieder spielen soll."

„Gut, welche wollen Sie hören?"